



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bismarck während des Krimkrieges. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bismarck während des Krimkrieges.

2.



Im Februar 1855 hieß es, Frankreich beabsichtige am Oberrhein eine Armee zusammenzuziehen, um damit, durch Baden, Württemberg und Baiern marschierend, den Österreichern gegen Rußland an die Seite zu treten. Darauf beziehen sich mehrere Schriftstücke der Poschingerschen Sammlung. Wir wählen einige charakteristische Stellen zur Mitteilung aus.

Am 11. Februar schreibt Bismarck an Manteuffel: „Die Südwestspitze ist eine Art Schlüsselstein des deutschen Gewölbes, dessen Fall von schwerer Bedeutung werden kann, und welcher deshalb der Stütze ebenso wert als bedürftig erscheint. . . Wenn die französischen Absichten, Truppen durch Deutschland zu führen, praktisch näher träten, so ist meine Ansicht die, daß man ihnen Marsch und Operationslinien durch Baden, Württemberg u. s. w. unter keinen Umständen gestatten kann, lieber das Bajonnet fällen; denn es würde daraus ohne Zweifel bald die militärische Herrschaft Frankreichs in diesen Ländern, halb mit Liebe, halb mit Gewalt, sich entwickeln, und der Bund wäre damit schon als Gesamtheit entamirt und paralysirt. Für den »Bund,« dieses Glashaus, in dem allein die Existenzen der meisten deutschen Staaten möglich bleibt, schlagen sie sich unter Umständen doch, wenn sich alles regel- und verfassungsmäßig dazu entwickelt. Die Bundesakte ist das Bret unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa, sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte. Wir sind daher auf einer mehr oder weniger neutralen Defensive sehr stark, wenn wir fortfahren, uns formell und sachlich korrekt auf dem Boden des Bundesrechtes zu halten.“

Grenzboten III. 1882.

In einer gleichzeitigen Aufzeichnung Bismarcks heißt es: „Die Hauptsache ist, wenn die Franzosen zusammenziehen, ebenso schnell wie sie mit deutschen oder preussischen Armeekorps in Süddeutschland gegenwärtig zu sein; denn haben sie einmal Schwaben mit Truppen überlaufen, so steht auch das 8. deutsche Armeekorps auf ihrer Seite. Vielleicht ist es in diesem Falle noch richtiger, und kann der ganzen Verwicklung vorbeugen, wenn wir Frankreich schon jetzt jeden Zweifel benehmen, daß eine bewaffnete Demonstration bei Metz oder Straßburg sofort den entschlossensten Gegenzug von unsrer Seite zur Folge haben würde. Wenn Frankreich daran fest glaubt, so wird es die Demonstration unterlassen. . . Aufstellung französischer Truppen in den deutschen Ländern Österreichs, wenn sie dahin gehen, ohne andre Bundesstaaten zu berühren, halte ich für kein Unglück. Die 80 000 Franzosen, die etwa in Böhmen wären, könnten nicht am Rheine sein, und Frankreich würde durch diese neue Zersplitterung seiner Armeen uns gegenüber nicht stärker. Diese Truppen würden für unsre Hauptmacht aus den östlichen Provinzen leichter erreichbar und derselben doch nicht gewachsen sein. Außerdem trägt eine solche Konstellation den Keim des Bruches zwischen Frankreich und Österreich in sich, wenn 60- bis 80 000 Franzosen, die niemals bescheidene Allirte gewesen sind, in Österreich verpflegt werden sollen. Österreichs Ansehen in Deutschland würde einen schweren, mit dem tiefsten Mißtrauen verbundenen Stoß erleiden. Wird also nur das Bundesrecht vor einem bedenklichen Präzedenzfalle dadurch bewahrt, daß Österreich seine Absichten dem Bunde anzeigt, so scheint mir nicht, daß wir den Beruf zum Widerstande gegen dieselben haben. Es wäre dies der dümmste Streich, den Österreich seit hundert Jahren meiner Meinung nach gemacht hätte, und ich glaube nicht, daß man ihn ausführt, ehe man nicht unsrer Bewilligung sicher ist; dann aber hätten wir ihn gemacht.“

Im Juni 1855 verlautete, daß Graf Buol sich wieder mehr den Russen näherte. In Bezug hierauf schrieb Bismarck am 17. an Manteuffel u. a.: „Ich weiß nicht, ob dem Grafen Buol selbst ein ganz deutliches Ziel seiner Politik vorschwebt; ich glaube es kaum, wenn man nicht das instinktive Gefühl dafür nehmen will, daß Österreich in dieser Krisis einen Profit machen könne, und daß es dabei so viel oder so wenig gewinnen will, als es ohne große Gefahr ablangen kann. Die Russen aus der Südgrenze loszuwerden und die Donauschifffahrt mehr nach österreichischem Interesse zu reguliren, ist schon ein erfreulicher Vorteil, aber er fällt zu leicht in die Hand, um zu genügen. Wollte Österreich damit zufrieden sein, so hätte es das ohne Zweifel schon vor dem 2. Dezember mit uns und mit Rußland erreichen können, ohne sich in waghalsige und teure Verbindlichkeiten mit dem Westen einzulassen. Zeitweise im abgelaufenen Jahre mag dem Wiener Ehrgeize der Besitz der ganzen Donau und eines Teils der Küste des Schwarzen Meeres als erreichbar vorgeschwebt haben, und die Hoffnung auf die Donaufürstentümer hat man ohne Zweifel

noch nicht aufgegeben. Wenn wirklich . . . in Wien geheime Verhandlungen mit Petersburg beabsichtigt sind, um auch von Rußland eine traktatenmäßige Anerkennung der österreichischen Besetzung der Donaufürstentümer auf ungewisse Dauer zu erlangen, so ist das eine wesentliche Befestigung der Einnistung Österreichs in jenen Ländern und eine wichtige Vervollständigung des Systems, welches aus dem Vertrage mit der Türkei und aus der Garantie Preußens und Deutschlands durch den Zusatzartikel [vom 26. November 1854, der gemeinsame Abwehr eines etwaigen russischen Angriffs auf die in der Moldau und Walachei stehenden Österreicher zusagte] gewoben worden. . . Die Zeit muß lehren, ob die Ereignisse bis zum Frieden Österreich gestatten, die Nützlichkeit, welche es für jeden der kriegführenden Teile in jenen Ländern haben kann, erfolgreich genug auszubeuten, um sein Ziel vollständig zu erreichen. Kann es die Provinzen selbst nicht gewinnen, so wird es wenigstens das alleinige Protektorat in möglichst strammer Form davonzutragen suchen; zeigt sich auch das unerreicht, so wird es jedenfalls bemüht sein, für seine außerordentlichen Anstrengungen zu Gunsten anerkannter deutscher Interessen am Bunde eine Kostenliquidation anzubringen, und auf dieselbe nehmen, was es kriegen kann."

Inzwischen war der Krieg gegen Rußland von seiten der Westmächte, der Türkei und zuletzt auch Sardinien energisch fortgesetzt worden. Am 11. September 1855 fiel nach fast einjähriger Belagerung, harten Kämpfen und ungeheuren Menschenopfern Sebastopol in die Hände der Allirten. England war geneigt, weiterzukämpfen, in Frankreich aber hatte der Kaiser Napoleon genug Waffenruhm geerntet, in Rußland war der neue Zar friedfertiger gesinnt als Nikolaus gewesen, und von seiten Österreichs und Preußens bemühte man sich eifrig, aus einer Lage der Dinge herauszukommen, welche diese Mächte doch noch nötigen konnte, sich am Kriege zu beteiligen. Bald nachdem die Einnahme von Kars durch die Russen es dem Kaiser Alexander erleichtert hatte, Frieden zu schließen, schickte das Wiener Kabinet den Fürsten Esterhazy nach Petersburg, der sich dort mit Nesselrode bald über ein Protokoll einigte, das als Friedensbasis dienen konnte. Am 26. Januar 1856 nahm der Sultan 21 Artikel an, welche ihm von Österreich und den Westmächten vorgelegt wurden, und welche die Gleichheit der Christen mit den Muhamedanern im osmanischen Reiche, Verbesserungen im Steuer- und Gerichtswesen und andre Reformen betrafen, durch die den Russen für immer jeder Vorwand zur Einnischung in die Angelegenheiten der Türkei entzogen werden sollte. Nach diesen Vorarbeiten wurde am 25. Februar in Paris ein Kongreß zur Abschließung eines definitiven Friedens eröffnet, der am 30. März zur Unterzeichnung gelangte. Da Preußen sich an dem Kriege in keiner Weise beteiligt hatte, so sah es sich anfangs von den Unterhandlungen ausgeschlossen, da namentlich England sich seiner Einladung widersetzte. Insofern aber von dem Kongresse Abänderungen an den Wiener Verträgen, zu deren Garanten Preußen gehörte, beschloffen werden

konnten, beanspruchte jenes, mit seiner Meinung ebenfalls gehört zu werden, und diesem gerechten Verlangen wurde entsprochen.

Wie Bismarck über diese Dinge urteilte, ergibt sich aus mehreren Stücken unsrer Sammlung, von denen wir eine Stelle aus dem Privatbriefe auswählen, den er am 7. Februar an den preussischen Gesandten in Paris, Graf Hatfeld, richtete. Es heißt da: „Es ist weder für den Bund noch für uns ein Unglück, an den Konferenzen keinen Anteil zu nehmen; es würde daraus nichts weiter folgen, als daß die Stipulationen, welche aus denselben hervorgehen, und welche für die Nichtteilnehmer nur von sekundärem Interesse sein können, der Garantie Preußens und des Bundes entbehren, und daß es während der Konferenzen zweifelhaft bleibt, für welche der sich etwa erhebenden verschiedenen Auffassungen das Gewicht Deutschlands in die Wagschale fallen würde. Durch letzteren Umstand kann das Zustandekommen des Friedens erschwert werden; dies zu erwägen, liegt aber mehr im Interesse der kriegsführenden Mächte als in dem unsrigen. Wir können es also sehr gut ertragen, außerhalb der Konferenzen zu bleiben, dann aber muß auch unser Verhalten gegenüber der österreichischen Vorlage am Bunde*) schon auf diese Eventualität zugeschnitten sein. Unpassend wird unsre Lage erst dann, wenn wir hier am Bunde in unsern offiziellen Voten und Erklärungen eine Haltung annehmen, welche offenbar auf unsre Zuziehung zu den Konferenzen berechnet ist, und uns dann, nachdem wir unsre Konzessionen von uns gegeben haben, die Thür geschlossen bleibt. . . Wenn wir beschließen sollen, die Präliminarien anzunehmen und zu ihrer Aufrechthaltung mitzuwirken, so müssen wir auch sicher sein, daß wir nicht von der Gelegenheit hierzu ausgeschlossen werden. Denn daß unser Beschluß den Charakter eines effectlos zu den Akten gehenden Gutachtens, einer unfruchtbaren Meinungsäußerung, welche wir gewissermaßen en qualité d'amateur abgeben, behalten sollte, wäre eine Unwürdigkeit, der wir uns nicht aussetzen können. Unsre Entschlüsse aber für den Fall eintretender Ereignisse zu fassen, wenn der Friede etwa nicht zustande kommt, dazu ist später immer Zeit, und für den Fall will sich keiner der Bundesstaaten jetzt schon binden, auch Oesterreich nicht, welches sich niemals zur Aktion ohne Preußen und den Bund entschließen wird. . . Nach der dermaligen Lage der Instruktionen hält die Gesamtheit der Bundesstaaten sich faktisch für ausreichend vertreten, wenn Preußen teilnimmt; durch Oesterreich allein aber nicht, weil dieses privative, dem übrigen Deutschland nicht eigne Interessen und Verbindlichkeiten bei der Sache hat. Ist daher Preußens Zuziehung bei der Sache verbürgt, so wird sich hier [in Frankfurt] ein Oesterreich zufriedensstellender

*) Dieselbe enthielt den Wunsch, Preußen und der deutsche Bund möchten sich im Sinne des österreichischen Antrags erklären, der dahin ging, daß das gesammte Deutschland im Verein mit Oesterreich die Grundlagen anzunehmen und aufrecht zu erhalten willens sein sollte, auf welchen durch die bevorstehenden Unterhandlungen der allgemeine Friede fest und dauernd errichtet werden würde.

Beschluß leicht herbeiführen lassen, und namentlich unserm Allergnädigsten Herrn wird es dann auf eine Handvoll Noten bei dem Inhalte des Beschlusses nicht ankommen."

Vielleicht das höchste Interesse unter allen von Poschinger mitgetheilten Aktenstücken dieser Zeit beansprucht der [auch dem Könige vorgelegte] Privatbrief Bismarcks an Manteuffel vom 26. April 1856, in welchem die politische Lage Preußens, die Aussicht auf einen Krieg in Italien, die Wahrscheinlichkeit einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland und die Notwendigkeit eines baldigen Existenzkampfes zwischen Preußen und Oesterreich besprochen werden. Wir wählen auch aus diesem Schreiben einige Hauptstellen aus. Der damalige preußische Bundestagsgesandte schreibt seinem Minister:

„Ohne mich in gewagte Konjekturen über die mutmaßliche Dauer des neuen Friedens einzulassen, darf ich doch als ein Symptom des geringen Vertrauens zu derselben das besorgliche Unbehagen hervorheben, mit welchem die meisten europäischen Kabinette in die Zukunft blicken, auch nachdem der Friede gesichert ist. Alle, die großen wie die kleinen, suchen sich einstweilen in Erwartung der Dinge, die da kommen können, die Freundschaft Frankreichs zu erhalten, und der Kaiser Napoleon, so neu und so schmal anscheinend auch die Grundlagen seiner Dynastie in Frankreich selbst sind, hat die Wahl unter den zu seiner Disposition stehenden Bündnissen. Es scheint nicht, daß die auffälligen Bemühungen Orloffs [des Vertreters Rußlands auf dem Kongresse] den Apfel schon vom Baume geschüttelt haben; aber wenn er reif ist, fällt er von selbst, und die Russen werden zur rechten Zeit die Mütze darunterhalten. Auch den acte de soumission des Grafen Buol, das Streben Oesterreichs nach der Ehre, der erste Rheinbundsstaat zu sein, wenn nur Preußen dadurch der zweite oder dritte wird, scheint der Kaiser Napoleon lediglich mit zurückhaltender Höflichkeit aufgenommen zu haben; die offiziöse Wiener Presse giebt aber deshalb die Hoffnung auf eine katholische Ligue mit Frankreich nicht auf und preist einstweilen den Voltairianer Kaunitz als den ersten Staatsmann Oesterreichs, weil er es mit Frankreich gehalten hat. Die deutschen Mittelstaaten sind nach wie vor bereit, sich derjenigen der deutschen Großmächte zu fügen, welche die meiste Aussicht auf Frankreichs Beistand hat, und den letzteren zu suchen, wenn die Umstände es rätlich erscheinen lassen. Nicht minder legt England Wert auf die Fortdauer der guten Beziehungen zu Frankreich, und die etwas mürrisch gewordene Ehe der beiden Westmächte wird wohl so hastig nicht geschieden werden. . . . Es ist kaum anzunehmen, daß Louis Napoleon den Krieg jemals um des Krieges willen suchen wird . . . es läßt sich erwarten, daß er den Frieden vorzieht, so lange er ihn mit der Stimmung der Armee, also mit der eigenen Sicherheit, verträglich findet. Für den Fall, daß er hiernach des Krieges bedürfen sollte, denke ich mir, daß er sich eine Frage offen hält, welche jederzeit eine nicht allzu mutwillige und ungerechte Veranlassung zu Händeln liefern kann. Hierzu eignet sich die

italienische Frage jetzt vorzugsweise. Die Krankheit der dortigen Zustände, der Ehrgeiz Sardinien's, die bonapartistischen und muratistischen Reminiscenzen, die corsische Landsmannschaft bieten dem »ältesten Sohne der römischen Kirche« vielseitige Anknüpfungspunkte, der Haß gegen die Fürsten und die Österreicher ebnet ihm die Wege, während er in Deutschland von unsrer räuberischen und feigen Demokratie gar keinen und von den Fürsten erst dann Beistand zu erwarten hätte, wenn er ohnehin der Stärkere wäre. . . .

Wahrscheinlich werden sich nun politische Gruppierungen bilden, deren Bedeutung und Einfluß schließlich auf dem Hintergedanken der Möglichkeit eines Krieges unter einer bestimmten Konstellation von Bündnissen beruht. Eine nähere Verbindung Frankreichs mit Rußland in diesem Sinne ist gegenwärtig zu natürlich, als daß man sie nicht erwarten sollte; es sind diese beiden diejenigen unter den Großmächten, welche nach ihrer geographischen Lage und ihren politischen Zielen die wenigsten Elemente der Zwietracht in sich tragen, da sie so gut wie keine notwendig kollidirenden Interessen haben. Bisher hat die Festigkeit der heiligen Allianz und die Abneigung des Kaisers Nikolaus gegen die Orleans beide in der Entfremdung von einander erhalten, aber der jetzt beendete Krieg sogar wurde ohne Haß geführt und diente mehr den inneren als den auswärtigen Bedürfnissen Frankreichs. Nachdem die Orleans beseitigt, der Kaiser Nikolaus tot und die heilige Allianz gesprengt ist, sehe ich nichts, was den natürlichen Zug jener beiden Staaten zu einander hemmen sollte. . . .

Zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg war viel von dem Plane die Rede, Österreich mit Rußland und Frankreich gegen Preußen und England zu verbinden. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Russen gegen Österreich und bei den gesteigerten Ansprüchen Frankreichs auf Einfluß in Italien läßt sich nicht annehmen, daß Österreich von Haus aus berufen sein werde, als dritter im Bunde zu figuriren, obschon es ihm an dem guten Willen dazu nicht fehlen dürfte. Österreich wird vielmehr die Gefahren, welche aus dem Zusammenhalten Rußlands und Frankreichs für das übrige Europa entstehen können, zu teilen haben und muß sie durch rechtzeitige Opfer abwenden, indem es etwa Konzessionen in Italien gegen Vorteile in Deutschland macht, oder es muß sich durch Bündnisse zur Abwehr stärken. Ich glaube, daß es den ersteren Ausweg vorzieht, indem es vielleicht gleichzeitig Rußlands Vertrauen durch einen Personalwechsel im Ministerium wiederzugewinnen sucht. Von unserm und Englands Beistande wird es sich nur im äußersten Notfalle abhängig machen wollen. . . . Es wird die Partei der Germanen für zu schwach halten, um mit ihr zu gehen, und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Wenn sich erwarten ließe, daß in einem derartigen Kriege Preußen, Österreich, der deutsche Bund und England ihre vollen Kräfte ehrlich, einig und vertrauensvoll zusammenwirken ließen, so wäre es Feigheit, am Siege zu verzweifeln. So aber stehen die Sachen nicht. Ich will annehmen, daß England entschlossen zu uns steht, und daß es ihm trotz

der französischen, russischen und etwa der amerikanischen, vielleicht auch der dänischen und holländischen Flotten gelingt, sich einer Invasion zu erwehren, die See siegreich zu behaupten, die Nord- und Ostsee vor den uns feindlichen Flotten zu schützen, auch gelegentlich mit 10- oder 20 000 Mann die französischen Küsten zu harassiren. Es würde das meine Erwartungen übertreffen. Aber der Kontinentalkrieg gegen die Landheere Frankreichs und Rußlands würde der Hauptsache nach auf den Schultern Deutschlands ruhen. Die vier letzten Armeekorps des Bundesheeres haben an sich nicht die Kriegstüchtigkeit der Armee einer Großmacht, und wieviel davon auf unsrer Seite stehen würden, das könnte nur der Erfolg lehren. Auf der Basis von Rußland, Oesterreich und Preußen würde der Bund so ziemlich zusammenhalten, weil er an dem schließlichen Sieg der ersteren, mit oder ohne Mittelstaaten, glaubte; in einem so fraglichen Fall aber, wie ein Krieg nach Osten und Westen zugleich wäre, würden die Fürsten, au fur et à mesure daß sie nicht in der Gewalt unsrer Bajonnette wären, sich durch Neutralitätsverträge sichern, wenn sie nicht gegen uns im Felde erscheinen. . . Von den dirigirenden Ministern von Baiern, Württemberg, Baden, Darmstadt und Nassau habe ich es im vorigen Jahre zur vollsten Evidenz erfahren, daß sie es für ihre ehrliche Pflicht halten, den Bund aufzugeben, wenn das Interesse oder gar die Sicherheit des eignen Fürsten und Landes durch Festhalten am Bunde gefährdet wäre. Manche der Fürsten mögen den besten Willen haben; aber von welchen läßt sich wohl erwarten, daß sie gegen den Rat ihrer Minister, gegen die Bitten ihrer Unterthanen ihr Land den Drangsalen des Krieges preisgeben und ihre Schlösser bis zur Wiedereroberung mit dem Aufenthalt im preußisch-österreichischen Lager vertauschen werden! Sie werden sich leicht überzeugen, daß die Pflichten gegen ihre Unterthanen höher als die gegen den Bund, daß so mächtige Herren wie die Kaiser von Rußland und Frankreich sie schließlich nicht fallen lassen werden, und daß im aller schlimmsten Falle Oesterreich und Preußen sich gegenseitig nichts gönnen, und weder Baiern im Nieder Vertrag noch die Rheinbundstaaten überhaupt 1813 und 1814 zu kurz kamen. Der Rheinbund hatte seine Lasten, aber die für einen Fürsten besonders verdrießliche konstitutionelle Unbequemlichkeit war wenigstens nicht darunter, und jeder beglückte seine Unterthanen in seiner Weise, wenn er nur die nötigen Truppen an Frankreich lieferte. Diese Dienstbarkeit hatte ihre schätzbaren Fleischtöpfe und war für die Fürsten nicht so beschwerlich, daß sie, um sich ihr zu entziehen, Land und Leute hätten aufs Spiel setzen und wie jener Kaiser in Bürgers Gedicht »in Hiß' und in Kälte, im Kriegsgezelle, bei Schwarzbrot und Wurst, bei Hunger und Durst« um ihre und Deutschlands Freiheit hätten werben sollen. Daß die Nachfolger der Rheinbundsfürsten eine wesentlich andre Gesinnung nicht belebt, davon habe ich in aller Devotion vor den Mitgliedern des durchlachtigsten Bundes für meine Person mich in den letzten Jahren hinreichend überzeugen können, und nicht bloß die Furcht vor dem Ver-

luste der gewohnten fürstlichen Existenz, nicht bloß die Leidenschaft, auch der saevus habendi cupido mancher ziemlich kleinen Herren wird am Tage der Prüfung den Bund zu Fall bringen. . . .

Können wir nun nötigenfalls im Bunde mit Österreich uns gegen Osten und Westen wehren, wenn dem letztern Sardinien, wahrscheinlich die belgische Armee und ein Teil des deutschen Bundes Zutritt? Wenn alles wäre, wie es sein sollte, so würde ich daran nicht verzweifeln. Aber der Kaiser Franz Josef ist nicht in demselben Maße Herr seiner Länder und seiner Unterthanen wie unser Allergnädigster Herr. Österreich ist in der Offensive nicht zu verachten; es mag mehr als 200 000 Mann guter Truppen außer Landes verwenden können, und noch genug zu Hause behalten, um seine Italiener, Magyaren und Slaven nicht aus den Augen zu lassen. Auf der Defensiv aber, im eignen Lande von Osten und Westen angegriffen, halte ich das heutige Österreich für schwach, und leicht kann auf den ersten glücklichen Stoß des Gegners ins Innere das ganze künstliche Bauwerk des zentralisirten Schreiberregiments von Bach und Buol wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Aber wenn ich auch von dieser Gefahr absehe, so liegt die größere darin, daß die Seele eines preußisch-österreichischen Bündnisses auch in der größten gemeinsamen Gefahr das Gegenteil von alledem sein würde, was ein Bündnis fest macht. Gegenseitiges politisches Mißtrauen, militärische und politische Eifersucht, der Argwohn des einen, daß der andre in Separatverträgen mit dem Gegner bei gutem Glücke die Vergrößerung des Bundesgenossen zu hindern, bei schlechtem sein eignes Heil zu sichern suchen werde, das alles würde zwischen uns jetzt stärker und lähmender sein als in irgend einem schlecht assortirten Bündnisse der Vergangenheit. . . . Nach der Wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide; so lange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutschland nicht getroffen und ausgeführt ist, pflügen wir beide denselben streitigen Acker, und so lange bleibt Österreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren und von dem wir nachhaltig gewinnen können. . . . Der deutsche Dualismus hat seit tausend Jahren, seit Karl V. in jedem Jahrhundert, regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen regulirt, und auch in diesem Jahrhundert wird kein andres als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf ihre richtige Stunde stellen können.

Ich beabsichtige mit diesem Raisonnement keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unsrer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat. Ist dieses richtig, was allerdings mehr Frage des Glaubens als des Beweizens bleibt, so ist es auch für Preußen nicht

möglich, die Selbstverleugnung so weit zu treiben, daß wir die eigne Existenz einsetzen, um die Integrität Österreichs zu schützen, und zwar in einem meines Erachtens hoffnungslosem Kampfe. . . . Wenn wir wirklich gegen ein französisch-russisches Bündnis siegreich bleiben, wofür hätten wir schließlich gekämpft? Für die Erhaltung des österreichischen Übergewichts in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes, und dafür können wir doch unmöglich unsre letzte Kraft ein- und unsre Existenz aufs Spiel setzen. . . .

Wenn es wahr ist, was man hier erzählt, daß Österreich schon in München Garantieverträge wegen Italien angeregt habe, daß es bei uns ähnliches beabsichtige, daß Graf Buol zu diesem Zwecke Hannover und Dresden besucht habe, so glaube ich nicht, daß dem der Gedanke zu Grunde liegt, Deutschland fest um sich zu schaaren und dann einer Welt in Waffen zu trogen; sondern das Wiener Kabinet wird unsere und etwaige andere Zusicherungen diplomatisch ausbeuten, um sich mit Frankreich und, wenn es sein kann, mit Rußland bessere Bedingungen einer Verständigung auf unsere Kosten zu verschaffen. Es wird den Don Juan bei allen Kabinetten spielen, wenn es einen so stämmigen Leporello wie Preußen mißbrauchen kann, und getreu dieser Rolle wird es stets bereit sein, sich auf unsre Kosten aus der Klemme zu ziehen und uns darin zu lassen. Bleibt Frieden, so wird es uns aus Dankbarkeit für unsere bundesfreundliche Gesinnung im Punkte der Solidarität der deutschen Interessen beim Worte zu halten suchen, um uns den Zollverein aus der Hand zu winden. Wird Krieg, so wird es sich durch alle in seiner Tasche befindlichen Garantieverträge nicht abhalten lassen, sich mit ebensoviel Geschwindigkeit als Sicherheit auf der Seite anzudrängen, wo es die beste Aussicht hat auf Herrschaft in Deutschland, deren es bei seiner dermaligen germanisirenden Centralisation mehr als früher bedarf.“

Der Brieffschreiber meint hierauf, daß Österreich nicht glauben könne, Preußen werde jetzt, wo noch keine Gefahr nahegetreten sei, auf einen Garantievertrag eingehen, und fährt dann fort: „Im Jahre 1851 . . . lagen die Gefahren eines Debordirens der Revolution aus Frankreich und Italien noch näher, und es war eine Solidarität der Monarchen gegen diese Gefahr vorhanden, welche unsern Maivertrag [das geheime Schutzbündnis vom 16. Mai 1851] ganz natürlich herbeiführte; eine ähnliche Situation würde erst wieder da sein, wenn das französische Kaisertum gestürzt wäre. So lange es steht, handelt es sich nicht um Abwehr der Demokraten, sondern um Kabinettspolitik, bei der die Interessen Österreichs eben nicht mit den unsrigen zusammenfallen. Ein ähnlicher Vertrag, zum Schutze [Österreichisch-] Italiens jetzt abgeschlossen, würde nur den Effekt einer vorzeitigen Provokation Frankreichs und einer Abkühlung Rußlands gegen uns haben. Das läge ganz in Österreichs Interesse, und man würde in Wien schon dafür sorgen, daß die Thatsache in Petersburg und Paris nicht unbekannt bliebe; die Schuld der Indiskretion würde dann obendrein auf uns geschoben. In allem aber, was Österreich ohne uns zu thun die Lust und die

Fähigkeit hat, würde es sich durch den besten Garantievertrag Preußens und Deutschlands nicht irre machen lassen. Hat es doch den Aprilvertrag von 1854 zu nichts anderm benutzt, als um ihn in seinem Interesse mouffiren zu lassen, uns schlecht zu behandeln und eine ebenso doppelzüngige als unweise Politik zu betreiben; den Dezembervertrag aber heimlich abzuschließen und es mit jedem andern je nach eignem Vorteile zu halten, hat es sich durch unsre Garantie nicht hindern lassen. . . Meines Dafürhaltens ist unsre Lage, als die eines gesuchten Bundesgenossen, eine günstige, so lange neue politische Gruppierungen sich noch nicht zu scharf zeichnen, so lange ihre Thätigkeit eine diplomatische bleibt, und ein gutes Einvernehmen mit dem einen nicht den Bruch mit den andern involvirt. Käme es aber zur Verwirklichung einer russisch-französischen Allianz mit kriegerischen Zwecken, so können wir meiner Überzeugung nach nicht unter den Gegnern derselben sein, weil wir da wahrscheinlich unterliegen, vielleicht *pour les beaux yeux de l'Autriche et de la Diète* uns siegend verbluten würden."

Ergänzt werden die letzten Worte durch ein Schreiben vom 10. Mai, in welchem Bismarck dem Minister Montauffel Pflege der Beziehungen zu Napoleon behufs der Offenhaltung der Aussicht auf ein Bündnis Preußens mit Frankreich empfiehlt. Es heißt da:

„Wir vermögen es nicht, die gegenseitigen Beziehungen der übrigen Großmächte zu einander nach unsrer Wahl zu gestalten, aber wir können uns die Freiheit bewahren, die Gestaltungen, welche sich ohne unser Zuthun und vielleicht gegen unsere Wünsche entwickeln, nach den Anforderungen unsrer Sicherheit und unserer Interessen zu benutzen. Unsere Beziehungen zu Rußland, England und Oesterreich sind von der Art, daß sie kein Hindernis für eine Annäherung an jede dieser drei Mächte bieten, wenn uns die Umstände eine solche ratsam erscheinen lassen. In Betreff Frankreichs findet zwar nicht das Gegenteil statt, aber die Keime einer gegenseitigen Entfremdung sind dort nach den geschichtlichen und dynastischen Verhältnissen in dem Maße vorhanden, daß nur eine sorgfältige Pflege unserer Beziehungen uns die Fähigkeit bewahren kann, nach Umständen ebenso leicht mit Frankreich zu gehen als mit jeder andern der drei genannten Mächte. Ich will damit nicht einem preußisch-französischen Bündnisse das Wort reden; aber ich glaube, es bedarf keines Beweises, daß unsere Stellung an Gewicht verliert, und die übrigen Mächte anfangen werden, weniger Rücksicht auf uns zu nehmen, sobald aus dem Kreise der für Preußen möglichen Entschliefungen die Chance eines Bündnisses mit Frankreich als gänzlich gestrichen anzusehen ist, und wir können, ohne daß wir es zu hindern imstande wären, in Lagen geraten, wo jene Chance von zwei Übeln das kleinere ist. Wird dies zugegeben, so folgt auch daraus, daß unsere Beziehungen zu Frankreich einstweilen von der Art sein müssen, daß sie uns jederzeit erlauben, dieser Macht ohne Schaden und Demütigung für uns noch näher zu treten, und daß auch die

anderen Höfe den Eindruck behalten, daß uns diese Möglichkeit offen steht. Besonders für unser Verhältniß zu Oesterreich und den anderen deutschen Höfen halte ich diesen Eindruck für entscheidend. Von dem Augenblicke an, wo ein österreichisch-französisches Bündnis, mit Ausschluß Preußens von demselben, zur Wahrheit würde, zweifle ich nicht, daß Oesterreich einen sehr hohen Ton uns gegenüber anstimmen und die deutschen Staaten keinen andern Kompaß für ihre Politik mehr haben würden als den der Angst vor Frankreich und Oesterreich. . . . Reisende, welche aus Paris kommen, erzählen, daß der Kaiser Napoleon gelegentlich zu preussischen Offizieren . . . den Wunsch und die Hoffnung geäußert habe, die preussischen Truppen bei einer Übung zu sehen. . . . Wenn das richtig wäre, so würde ich in einem solchen Besuche einen sehr gelungenen Abschluß der preussischen Politik in der orientalischen Frage und eine eklatante Exempelsprobe für deren Richtigkeit erblicken. Der Selbstherrscher der Franzosen hat dormalen eine so entscheidende Bedeutung in den Kombinationen der europäischen Politik, und seine Freundschaft oder auch nur der Kredit des äußeren Anscheins derselben wird von den mächtigsten Monarchen so eifrig gesucht, daß es nicht bloß ein formeller Beweis von Anerkennung, sondern eine Thatsache von politischem Gewicht sein würde, wenn er nach der Ehre strebte, unserm Allergnädigsten Herrn einen Besuch zu machen, während die Kaiser von Oesterreich und Rußland vielleicht damit umgehen, ihm bis Paris entgegenzukommen, und nicht wenige Monarchen nur überlegen, wie sie ohne Nachteil für ihre Stellung dem Beispiele des Königs von Württemberg folgen können. Man mag es beklagen, daß es so steht, aber Thatsachen lassen sich nicht ändern, nur benutzen, und wie die Dinge liegen, stellt sich ein Besuch des französischen Kaisers in Berlin als ein diplomatischer Gewinn, das Unterlassen der Einladung, falls die Velleität bei ihm wirklich vorhanden ist, als ein politischer Fehler, meiner Ansicht nach, dar."

Wer erkennt nicht in alledem das Genie ersten Ranges auf dem Gebiete der Politik? Gründliche Kenntniss, prophetischer Scharfblick, Kombinationsgabe seltenster Art, Energie und Entschlossenheit neben behutsamem Rechnen, alles ist hier in gleich bewundernswertem Maße vorhanden. Die wenigen Lehrjahre in Frankfurt hatten rasch den Ministerdiplomaten entwickelt, der von 1862 an Europa durch seine Thaten und Schöpfungen in Erstaunen setzen und Deutschland die ihm gebührende Geltung erwerben sollte.

